



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Dunkel der Zukunft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine schwere Privatverschuldung her, die viel höher verzinst werden müsse. Eine Reihe von Jahren mit niedrigen Getreidepreisen habe die Lage vollends verzweifelt gemacht. Schon sei die Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse im Großgrundbesitz wie bei den Bauern auf das geringste Maß beschränkt, sodaß eine weitere Einschränkung als ausgeschlossen betrachtet werden müsse. Der zahlungsunfähige Grundbesitzer müsse entweder sein Land unter dem Hammer verkaufen oder sich dem Wucher in die Arme werfen; beides geschehe, und beides ruinire die russische Landwirtschaft immer mehr.

Am schlagendsten beweise die Abnahme des Verbrauches von Erzeugnissen der Baumwollenmanufaktur, wie arm Rußland geworden sei. 1881 kam für $63\frac{1}{2}$ Millionen Rubel Baumwolle auf den Markt, 1882 für 49 Millionen, 1884 für 45 Millionen, 1890 für — 28,7 Millionen! In zehn Jahren hat also der Verbrauch um mehr als 50 Prozent abgenommen — ein sicheres Zeugnis für die erschreckend gesunkene Kaufkraft des Landes!

Wenn Fürst Druzkoj Sjolokninski nach all diesen pessimistischen Betrachtungen zum Schluß eine große Perspektive der wirtschaftlichen Stellung entrollt, die Rußland einnehmen müsse, und mit aller Entschiedenheit auf ein Fallenlassen des jetzt herrschenden mörderischen Zollsystems dringt, so wollen wir ihm diesen Ausblick auf die Zukunft nicht verkümmern; an die Erfüllung seiner Wünsche für die Gegenwart aber glauben wir nicht. Das würde einen Bruch mit dem ganzen heute herrschenden System bedeuten und zu einem Siege jener liberalen Richtung führen, deren Bekämpfung einen Programmpunkt der Männer bildet, die den Zaren und durch ihn Rußland beherrschen.



Das Dunkel der Zukunft



rüher hatte man es leichter als jetzt, die Zukunft zu bestimmen. Man kannte die Pläne der Vorsehung aus heiligen Büchern, die man nur zweckmäßig aufzuschlagen brauchte, um die Schicksale der Türken oder das Ende der Welt, durch eine neue Sündflut verursacht, mit Sicherheit zu erwarten. Wie die letztere Erwartung noch 1524 durch den Tübinginger Astronomen Stoffler ausgesprochen wurde, wie man eine Arche baute, um wenigstens einen Teil der Menschheit zu erhalten, wie eine große Menge Menschen in Frankreich von dem bevor-

stehenden Unheil fast verrückt wurden, alles das ist öfter als ein beschämendes Zeugnis über die langsame Entwicklung menschlicher Kultur erzählt worden.

Jetzt ist man nicht mehr so prophetisch begabt. Während einige die Gegenwart für wissenschaftstolz und dünnelhaft halten, sagen gerade die Kundigen, daß wir im Grunde nur das wüßten und im voraus berechnen könnten, was mit unsern menschlichen Leiden und Freuden, mit unsern geschichtlichen Ereignissen und unsern vaterländischen Interessen nichts zu thun hat: die astronomischen Bewegungsverhältnisse, deren Ergebnisse die Kalender enthalten, und die übrigen Naturgesetze, die eine merkliche Veränderung nicht darbieten, und deren weitere Benutzung für das Wohl der Menschen wiederum unberechenbar ist.

Das ist kein glänzendes Bild unsrer geistigen Fähigkeit. Die Faustische Stimmung:

Ich sehe, daß wir nichts wissen können;
Das will mir schier das Herz verbrennen

ist jetzt noch mehr berechtigt als ehemals.

Glücklicherweise umspannt das Wissen nicht alle unsre menschlichen Interessen. Gerade das uns erreichbare Wissen hat zuweilen den Versuch gemacht, angriffsweise gegen die Aussagen des Gemüths und die Ansprüche des Gewissens vorzugehen. Aber es ist umsonst gewesen. Auch der pessimistische Philosoph, der nur an den gesetzlichen Wirbel der Atome glaubt, sieht in seinen Kindern eine Welt ahnungsvoller Träume und Ideale aufs neue erblühen und hütet sich, diese Welt als „Illusionen“ zu bezeichnen. Er freut sich vielmehr, in seiner väterlichen Würde von einer gewissen, eigentlich unbegreiflichen „Pietät“ umgeben zu sein. Und wenn er an die Zukunft seiner Kinder denkt, ist ihm das Heiniſche Wort: „Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind“ doch sehr widerwärtig und „pflichtwidrig.“ Auch er kennt in Wirklichkeit etwas Höheres, als die mechanische Abfolge der Ereignisse; und wenn es auch bei ihm meist nur zu einer halbwegs erträglichen Ausgleichung der beiden Seiten des Menschen kommt, so ist doch die Hauptsache erreicht, die Anerkennung eines berechtigten selbständigen Gemüthslebens. Ohne Zweifel ist noch immer der wirksamste Träger dieses Gemüthslebens die religiöse Gemeinschaft. Wenn nun ein trefflicher Denker (H. Loze) so viel für eine bessere Einheit unsers gesellschaftlichen und staatlichen Lebens davon hofft, daß „zwei feindliche Parteien zur Bescheidenheit zurückkehren, daß nämlich einesteils die theologische Gelehrsamkeit, andernteils die irreligiöse Naturwissenschaft nicht so sehr vieles genau zu wissen behaupten, was sie weder wissen, noch auch wissen können,“ so ist diese Hoffnung auf dem Wege, erfüllt zu werden, nicht bloß auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, wie Ernst Hallier zeigt, sondern auch auf dem der Theologie. Wenigstens ist uns in den letzten Wochen ein theologisches Buch zugegangen, das die Bescheidenheit im theologischen Wissen in vorzüglicher

Weise predigt und, wenn es Nachfolge findet, dankbar begrüßt werden wird. Es ist das Werk des Magdeburger Professors Bornemann: Unterricht im Christentum. (Göttingen, Vandenhoeck, 1891.) Da finden wir ganze Listen von dem, was wir nicht wissen, meist solches, was wir in unsrer Jugend genau wissen mußten, oder wenigstens bekennen mußten, wenn wir nicht als ungläubig erscheinen wollten. Der Verfasser sagt zu Anfang, es müsse „endlich mit dem Wahne gebrochen werden, als könnten wir auf Grund der christlichen Offenbarung auf alle möglichen und unmöglichen Fragen der Wißbegierde und der Neugier sichere Auskunft erteilen.“ Und dann folgt „einiges Wenige“ über unser Nichtwissen. Wir wissen z. B. nichts Sicheres über den Zustand der Verstorbenen, über die Frage der ewigen Vorherbestimmung Gottes und der Wiederbringung aller Dinge, über die Form und Art des ewigen Lebens und des Auferstehungslebens, die Entstehung und das Wesen unsrer Seele; wir wissen als Christen so wenig als andre Menschen, was Leben, Kraft, Geist, Sein, Wirken, Raum und Zeit u. s. w. ist; wir wissen auch nicht, wie Gott die Welt geschaffen hat, welche Entwicklungsstufen sie seitdem durchgemacht hat, wie Gott wirkt innerhalb der natürlichen Ursachen in der Welt; und wenn dies Register noch nicht genügt, der kann das Buch selbst nachlesen und wird mit Befriedigung erfahren, daß noch recht viel Großes und Schönes übrig bleibt, trotz aller Abzüge von dem angeblichen Wissen. Wenn nun das, wie gesagt, einmal Allgemeingut der Theologen wird, woran noch mancher Zweifel gestattet ist, so kann man in dem Dunkel der Zukunft schon eine vielversprechende „Lichtung“ ahnen.

Aber mittlerweile drängt uns doch jeder bedeutende Abschnitt in dem Ablauf der Zeiten zu der alten, grübelnden Frage hin: Was will es werden in der Zukunft mit den Dingen und Verhältnissen, die weit über dem Dasein des kurzlebigen Menschen stehen, mit den Gütern der Kultur, mit der Freiheit des Denkens und Glaubens, mit Staat und Kirche, oder vielmehr mit den verschiedenen Kirchen, in denen sich das Christentum seit Jahrhunderten liebt und haßt? Wird die Völkerfamilie in Europa und darüber hinaus, in der sich ebenso lebhaftere Regungen von Liebe und Haß, wie in den Bekenntnissen, offen und heimlich kreuzen, sich aufmachen, um die Kräfte in gewaltigem Ringen zu versuchen und mit Blut und Eisen eine neue Machtstellung ihrer Glieder zu begründen? Wer wüßte das nicht gern? Jeder weiß freilich, daß sein Streben, hierin etwas zu sehen, am meisten von den staatskundigen Forschern belächelt wird; aber es ist damit ähnlich, wie es die modernen Theologen von der dogmatischen Gedankenarbeit sagen. Denn es weiß da auch der nachdenkende Mensch, daß er dabei nichts erreichen kann, als im glücklichen Fall einen geschickten Ausdruck einer religiösen Stimmung, aber es ist eben so sicher, daß es ganz thöricht wäre, dem Menschen diese dogmatifizierende Thätigkeit zu verbieten. Die Folge würde nur sein, daß an die Stelle einer

öffentlich beobachteten und geförderten Dogmenbildung aus irgend einer Ecke ein Einfall träte, wie im Mormonentum ein vom Himmel gekommenes Büchlein von Joe Smith und ähnliches. Also ein Spielraum für die vorausdrängende Phantasie muß als ein Ventil für uns angesehen werden. Weit kommen wir doch nicht dabei.

Wenn wir die allgemeine Kulturgeschichte unsrer Völkergruppe eine Zeitlang wirklich studirt haben, so ist die Frage nach dem weiteren Verlauf unsrer geistigen und sittlichen Bildung nicht mehr so einfach, wie sie uns in der Jugend vorkommt. Wir sind in der Jugend so ziemlich alle geneigt, zu bewundern, „wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ Wir sind überzeugt, daß es mit Hilfe der fortschreitenden Naturbewältigung gelingen müsse, auch die allgemeine „Aufklärung“ in den nächsten Zeiten vor jedem Rückfalle zu sichern und zugleich immer mehr Einzelne und Klassen an dem Genuß eines menschenwürdigen Daseins teilnehmen zu lassen. Es geht uns nur zu langsam, wir möchten in unsrer cholertischen Stimmung den Fortschritt beschleunigen und hören es nicht gern, wenn uns der Manchestermann auf die hundert Jahre vertröstet, die nach „sozialen“ Naturgesetzen noch bis zu der erwünschten Hebung des vierten Standes verfließen müssen. Vielleicht daß wir am Ende unsrer Erwägungen dem jugendlichen Standpunkt uns wieder nähern; aber wie erschreckend ist zunächst die ruhige Anschauung der Wirklichkeit! Statt der Aufklärung sehen wir in den großen Massen, wo nicht der Staat Gewalt übt, den breitesten Aberglauben und Aberwitz; in gewissen Gegenden, nicht bloß in katholischen, beraubt der Dieb die Kirchhöfe, um aus dem Fette von Menschenleichen die Lichter zu gewinnen, die ihn beim Diebstahl unsichtbar machen. Bei gefallenen Soldaten finden wir Medaillen und heilige Briefe, die den Träger vor allen Kugeln schützen sollten. Schüler, die das Examen bestanden haben, schreiben ihren glücklichen Erfolg dem Wasser von Notre Dame de Lourdes zu, in das sie ihre Federn getaucht haben. Es ist unrichtig, in diesem Wahn nur Reste roher, überlieferter Vorstellungen zu sehen; der selbstgemachte Aberglaube, der endlos in jedem Geschlecht neu entsteht, ist um nichts besser, als der altüberlieferte. Welche vorhandenen seelischen Widerstände hat also die Arbeit der Kultur fort und fort zu besiegen! Wie traurig ist die psychologische Wahrheit, daß die menschliche Seele nicht die Einheit und Folgerichtigkeit von vornherein hat, die wir im Geiste des Durchgebildeten finden, daß der Mensch, dem in der einen Gruppe seiner Vorstellungen schon der Zusammenhang von Ursache und Wirkung hell geworden ist, der z. B. sät und pflügt, um zu ernten, in einer andern Gruppe den wüfsten Aberglauben hegt. Wie würden sich Schillers Freunde, die am Anfang unsers Jahrhunderts schon die Aufklärung herrschend fanden, wundern, zu hören, daß in Toulouse noch vor dreißig Jahren nur durch die obrigkeitliche Gewalt einige Menschen gerettet wurden, die als Hexen verbrannt werden sollten!

Wie wahr ist es, wenn Lessing in uns allen die Anlage zum Gespensterglauben anerkennt (Hamburgische Dramaturgie, Stück 11)! In der unsichtbaren Welt, die uns umgiebt, trennt nur eine dünne Schicht den Sinn und den Wahnsinn. Die dämonische Tiefe der Seele in ihrer Vielförmigkeit ist eine Tatsache, die, rein für sich betrachtet, uns zweifelhaft macht, ob die menschliche Kultur so ganz über den Wahn siegen wird.

Wenn wir nun aber gar noch äußere Hilfsmächte dieses Wahns entdecken, so muß uns noch bänglicher zu Mute werden. Eine solche Hilfe sehen wir unstreitig wirksam in der katholischen Hierarchie, von der man die Personen, die ihr angehören, billig trennt. Wenn man fragt, wodurch sich schon bisher im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der moderne Geist in England, Frankreich und Deutschland der alten Denkungsart zu entziehen gesucht hat, so ist es doch die Gewöhnung, alle Dinge und Erscheinungen nach ihrem Grund und Recht zu fragen, überall zu zweifeln, Beweise zu fordern, selbst angebliche Thatsachen nicht eher erklären zu wollen, als bis sie als Thatsachen erwiesen worden sind. Der Gipfel war sodann, daß die Skepsis bei gewissen Erscheinungen erklärte: Die Sache ist für uns unerklärlich; wir müssen schweigen und warten, unser Urteil aufschieben. Welch ein langer Weg von dem Zustande des richtigen Kindes, das seinen Sinnen unbedingt vertraut und es sehr schön findet, wenn sich nach den Erzählungen der Mutter Jungfrauen in Reife verwandeln und umgekehrt, durch den Zustand des Halbgebildeten hindurch, der für außerordentliche Erscheinungen sofort einen absurden Erklärungsversuch bei der Hand hat, bis zu der Zurückhaltung eines Faraday, durch dessen Erklärung, die und die Erscheinung lasse sich bis jetzt nicht verstehen, einige Duzend Laien beschämt veranlaßt wurden, ihre Hypothesen zurückzunehmen!

Wird dieser Prozeß in einem Volke nicht gehemmt, so sind wir vom Standpunkte der Kultur befriedigt. Aber dieser Prozeß hat seine Gefahren, wie es scheint. Zunächst scheint er das Individuelle zu sehr zu betonen, denn nur der Einzelne hat ein kritisches Gewissen. Aber die Sache ist nicht so schlimm. Im Gegenteil drückt die Gemeinschaft mit dem, was sie denkt und will, so stark auf den Einzelnen, und dieser selbst hat ein solches Bedürfnis, mit seinen Ansichten nicht allein zu stehen, daß wir im Interesse der Freiheit in Übereinstimmung mit S. St. Mill wünschen müssen, diesen Druck der Masse durch Stärkung des Individuellen etwas zu vermindern. Dies Interesse kann nun die Hierarchie nicht haben. Sie kann, als im Besitze der ganzen Wahrheit stehend, die kritische Forschung nur innerhalb der schon gesetzten Grenzen dulden. Schon Tertullian verachtet darum die Philosophen, weil sie noch suchen, wo die Kirche längst gefunden hat; und da die Kirche alles umfaßt, Himmel und Erde, Natur und Übernatürliches, Profanes und Heiliges, so hat sie auch noch einen zweiten Übelstand der kritischen Gesinnung und Ge-

wöhnung zu beklagen, der ihr nicht selten schwere Stunden bereitet hat. Von früh an stieß die Hierarchie auf übermütige Kritiker, die irgend einen Teil der weitläufigen Behauptungen der frommen Männer angriffen; es waren nicht immer Dogmen, deren es ja nicht so viele giebt, aber fromme Meinungen, auf die Angriffe zu machen „frommen Ohren“ schmerzlich ist. Dies ist ja einer der acht Gründe, aus denen die Hierarchie Schriften verdammt. Bis auf Pius IX. und unsre Tage geht der Anspruch, daß auch die Gelehrten wie Döllinger sich nicht bloß unterwerfen müssen dem ausdrücklich festgestellten, sondern, daß sie auch darnach sich orientiren müssen „in den Wahrheiten, die durch die menschliche Vernunft erkannt werden.“ Das ist von der Hierarchie durchaus folgerichtig gedacht. Es ist daher ganz klug, Männern von bewährter Kirchlichkeit zuweilen kritische Untersuchungen zu gestatten, wenn man weiß, daß dabei nur das gute Alte herauskommt oder der so gehaßte „scheinbare“ Fortschritt als solcher entlarvt wird. Aber an sich ist die Kritik für diese hierarchische Welt voll Gefahren. Eine ganz passende Redensart, die auch bei Romantikern vorkommt, ist daher, dieses kritische Denken als „freches“ Denken zu bezeichnen. Es macht sich eben an alles, auch an das Heiligste, und wenn es sich irgendwo, wie bei Faraday gezeigt wurde, bescheidet und ein Non liquet ausspricht, so kommt diese Bescheidenheit nicht aus einem gebietenden Kardinalskollegium, sondern aus dem Denken selbst, das seine Grenzen anerkennt, und ach, wie enge Grenzen!

Nun ist es eine selbstverständliche Sache, daß die meisten Menschen, auch in der Zukunft, in einer Bildungsschicht leben werden, die mit dem soeben geschilderten grundsätzlichen Zweifel nichts machen kann. Die meisten werden von den Arbeiten des täglichen Lebens so eingenommen, daß sie nur noch Zeit und Kraft finden für die besondern Bedürfnisse des Gemütslebens und der Frömmigkeit; auch die Gebildeten lassen sich ihre Ansichten über die Verhältnisse, die sich ihrer eignen Beobachtung entziehen, durch die Fachgelehrten in Vortrag und Presse zurechtmachen; so schließen sie sich allgemeinen Meinungen gern an, wenn sie bemerkt haben, daß freie Forschung und öffentliche Erörterung sie festgestellt hat. Die meisten Menschen beruhigen sich unter der Voraussetzung des freien Geisteslebens dabei, daß sie gewisse Dinge so sehen, wie die Männer, vor denen sie Achtung hegen. Aber durch diesen Umstand wird die hierarchische Knechtung des „frechen“ Denkens nicht im mindesten harmloser. Auch der persönlich zur Skepsis nicht berufene Mensch wird beengt, wenn er hört, daß auf irgend einem Punkte jemand den Höherstrebenden unter seinen Brüdern Gewalt anthut. Es ist das Bewußtsein des geistigen Organismus der Menschheit, das wir in uns tragen. Die Anhänger der Hierarchie sind zuweilen erstaunt, daß die Freiergerichteten so oft den alten Galilei vorführen, der von vornehmen Priestern genötigt wurde zu schwören, daß die Erde stille stehe, weil dies in der Bibel gelehrt werde.

Jetzt bezweifelt niemand, daß während dieser widerwärtigen Verhandlung der Priester die Erde nicht stille stand, sondern in reißender Schnelligkeit dahinflog. Was die Sache angeht, so ist ja nichts besonderes dabei. Auch Luther hielt die Kopernikanische Lehre seinerzeit für närrisch. Da die Hierarchie selbst in einer vor fünfzig Jahren neu gedruckten Liste verbotener Bücher die Schriften Galileis weggelassen hat, die Erde sich also bewegen darf, so ist die Sache nur ein hübsches Andenken an die „Frechheit,“ mit der einst verhältnismäßig verständige Menschen die freie Geistesarbeit stören durften. Nur diese Seite bietet noch Interesse. Es ist ganz richtig, daß auf dem wirklich theologischen Gebiete die Hierarchie bei weitem öfter richtige als unrichtige Entscheidungen getroffen hat. Auch in andern Fragen, so z. B. ob es Antipoden gebe oder nicht, hat die Spitze der Hierarchie zuweilen die untergeordneten Bischöfe zweckmäßig belehrt. Daß die Hierarchen unsrer Tage für ihre eigne Stellung der höhern Bildung nicht zu entbehren wünschen, ist selbstverständlich; sowohl die Überlieferung macht es notwendig, als die Aufgabe, in einer Zeit des Kampfes und der modernen Kultur die Achtung der Welt und damit die Einwirkung auf die Welt nicht zu verlieren. Und daß die katholische Bevölkerung wenigstens in Preußen lange nicht so nach höherer Bildung strebt, wie die protestantische und die jüdische, ist doch auch nicht aus der Macht der Hierarchie zu erklären, sondern aus allerlei mitwirkenden Ursachen, auch aus der Kostspieligkeit der höhern Schulbildung. Aber der Grundsatz, die freie Forschung, die freie Presse, die nur durch die Geschichte der Forschung geleitete Philosophie, die Gewissensfreiheit und jede nicht von der Hierarchie geleitete Freiheit zu verwerfen, ist dem System eingeboren. Es ist daher eine berechtigte Frage an die Zukunft, ob in der Macht dieser grundsätzlichen Verkümmern der Kultur eine Veränderung zum Guten oder zum Schlimmen zu vermuten ist. Eine grundsätzliche Veränderung zum Schlimmen ist nicht wahrscheinlich, die einheitliche Zusammenfassung hierarchischer Macht ist seit der Unfehlbarkeit des Papstes vollendet, eine Steigerung ist nicht gut denkbar, nur eine ins einzelne gehende Durchführung, für die der Papst in Rundschreiben, z. B. in dem über die menschliche Freiheit (20. Juni 1888), die Richtlinien zu ziehen pflegt. Es fragt sich allerdings, ob er schon in den Gliedern des Klerus in allen Fällen das gehorsame Organ findet, das er voraussetzen muß. Darin ist er nicht ganz glücklich gewesen, zuweilen hat ein patriotischer Anflug französische, irische, italienische Priester gehindert, ganz unbedingt den Willen des heiligen Vaters zu erfüllen, ja selbst in Deutschland hat sich damals in der Septennatsfrage ein selbständiges Urteil bei Priestern und Halbpriestern gezeigt. Der Grundsatz, daß der Papst allein die seelsorgerischen und kirchlichen Interessen dem Staate gegenüber zu wahren habe, fand nicht völlige Beachtung, es kam sogar zu Beschimpfungen des höchsten Kirchenfürsten. So stark wirkte die politische Vergangenheit und das Ehr-

gefühl mancher Zentrumsglieder in einer Sache, die ja allerdings von Rom aus nicht so genau beurteilt werden konnte. Aber das sind seltene Fälle, und es wird nicht bezweifelt werden dürfen, daß im ganzen die Hierarchie selbst durchweg einheitlich denkt und handelt, und da auch die Orden wieder in großer Zahl wirksam geworden sind, auch wo sie eine Zeit lang vertrieben waren, so erstreckt sich die hierarchische Organisation jetzt tiefer als je in die Volksmassen hinein. Die Hauptfrage ist daher immer, ob in dem Volke selbst und in seiner sozialen und politischen Organisation Gründe vorhanden sind, die uns für die Entwicklung der Kultur hoffen oder fürchten lassen. Gewiß gehört diese Frage nicht zu denen, deren Beantwortung auf der Hand liegt. Ziemlich allgemein ist jedoch die Ansicht, daß die Hierarchie lieber mit absoluten Herrschern oder mit zügellosen Demokratien, als mit konstitutionellen, geordneten Verfassungsstaaten zu thun hat. „Der Papst sucht die Könige, er findet die Völker; sein Nuntius sucht den Beichtvater, er findet ein verantwortliches Ministerium.“ (Hase.) Mit dem absolutistischen Oesterreich konnte man (1855) ein schönes Konkordat abschließen, aber im verjüngten Oesterreich (1868) sagte man, „es sei unmöglich, daß der Staat sich seiner Rechte in Bezug auf die Ausübung der Justizgewalt und auf die Gesetzgebung in Sachen des Unterrichts zu Gunsten einer von ihm völlig unabhängigen Macht entäußern oder sich des Rechtes begeben könnte, das natürlichste aller politischen Rechte, das der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, ohne Rücksicht auf die Konfession, der sie angehören, im vollsten Umfang zu verwirklichen.“ Kein Wunder, daß der Papst die aus solchen Vordersätzen fließenden Gesetze für fluchwürdig, grauhaft und immerdar ungiltig erklärte. Ebenso natürlich, wenn damals geschrieben wurde: Die Fürsten haben früher die Papstkirche unterstützt, jetzt wollen sie nicht mehr oder sie können nicht, die Kirche wird sich daher genötigt sehen, die Demokratie zu taufen. Aber damit hatte Papst Pius IX. auch schlimme Erfahrungen gemacht; er zog es daher meist vor, sich den konstitutionellen Schranken zu fügen, wie z. B. in Sachen der badischen Konvention (1860), wo die Volksvertretung die staatliche Unterwerfung unter Rom allein verhinderte. Aber seitdem wir zu der konstitutionellen Verfassung auch noch die gleiche und allgemeine Wahlberechtigung hie und da hinzugefügt haben, hat sich auch hier wieder eine Änderung ergeben. Es lohnt sich seitdem vollkommen, daß die Leiter der Gemeinden ihre Hirtenpflicht durch viele Geschlechter hindurch mit Treue und Eifer erfüllt haben. Jetzt gehen die Hirten voran, und die Schafe folgen ihnen zum Wahllokale, den richtigen Stimmzettel in der Hand. Sie sind geübt, in geistlichen und hochpolitischen Dingen nicht dem eignen Urteil, das sie ja nicht haben können, sondern dem Urteil ihres Kaplans zu folgen, der ihr Gewissen zunächst darstellt. So setzt die Hierarchie die politischen Interessen der Kirche in den Massen durch, wie wir es gerade in den Staaten sehen, in denen die Hierarchie einer nichtkatholischen Mehrheit

gegenüber gewohnt ist, alle Vorteile zu sehen und zu benutzen. Das ist natürlich, was man auch sagen möge. Anstatt sich darüber zu ärgern, könnten die andern ja dasselbe thun. Schafe werden sich ja auch unter den nicht-katholischen Staatsbürgern finden, Leute, die wählen sollen und nicht können, wie ihnen ihr eignes Gewissen sagt; es fehlt ihnen ja an allem, was für ein politisches Verhalten nötig ist. Niemand giebt sich die Mühe, einen solchen Tropf und seine ebenso verlegenen Freunde zu bevormunden, und es fehlt auch bei den Liberalen die nötige Dreistigkeit, die Schafe zu führen. Einen Beweggrund, der in Himmel und Hölle hineinreichte, haben sie nicht zur Verfügung, wie die Priester es haben. So können sie sich nicht mit großem politischen Einfluß brüsten, den sie auf die Ungebildeten üben. Wenn die Wahlrechte so verteilt bleiben, wird zuletzt notwendig der urteilslose Haufe in einer Doppelform alle Bildung beiseite schieben, diese Doppelform ist die ultramontan und die sozialdemokratisch gefärbte Form. Hier liegen eben die deutlichsten Interessen vor, das geistliche Interesse in der kirchlichen Führung und das materielle Interesse für den irdischen Genuß. Diese beiden Formen verstehen sich auf gesellschaftlichen Zwang und geschlossenes Zusammenwirken, auf Abschließung ihrer Anhänger vor jeder andern Einwirkung. Sie bilden zwei besondre Welten für sich, und da sie zusammen wohl neun Zehntel der Bürger in sich fassen, so ist die Frage statistisch meist ganz klar, wie sich die Dinge machen werden, wenn, wie gesagt, nach dem Wahlgesetze jeder fünfundzwanzigjährige Mensch, wenn er nur Arme und Beine hat, die Schicksale des Reiches mitbestimmen darf.

Ist es nun nicht eine räthelhafte Kühnheit, bei allen diesen innern und äußern Widerständen, die der Entwicklung wahrhaft menschlichen und freien Geisteslebens in der Gesellschaft entgegenwirken, dennoch wenigstens die Frage zu erörtern, ob wir in der Zukunft noch Gutes hoffen dürfen, und sogar die Zuversicht zu hegen, es werde das Dunkel trotz alledem einmal weichen? Wir können für diese kühne Zuversicht kaum einen andern Grund finden, als einen unausrottbaren Idealismus in der Seele, einen Zug von religiösem Optimismus, der öfters bei Männern von keineswegs ausgesprochener Kirchlichkeit, wie Ernst Moritz Arndt und E. Geibel, zu Tage tritt. Es kommt ihnen unerträglich vor, zu denken, daß die Geschichte der Menschen sich im Sumpfe der Unkultur und Unfreiheit verlieren werde, in eine gedankenlose gehorsame Ausübung kirchlicher Bräuche einerseits und eine gedankenlose gleichheitliche Anordnung des täglichen Verbrauchs ohne Wahl und Freiheit im höhern Sinne andererseits. Und sie glauben auch in der bisherigen Geschichte der Menschheit eine Bestätigung ihrer Zuversicht zu finden. War nicht im Mittelalter allseits der Druck noch weit größer, der auf dem Geiste der Besten lastete? Und doch fanden sich ungebeugte Geister und Gewissen, die wohl dann und wann an dem entsetzlichen Widerstande obscurorum virorum scheiterten, aber nicht

ohne daß in einem günstigeren Zeitpunkte deutscher Geschichte ein Mann wie Luther so viel Raum fand, den Samen edler Unabhängigkeit, persönlicher Verantwortlichkeit in die Menschheit zu streuen. Wie war er selbst noch von dem mittelalterlichen Wesen befangen! Aber in seiner Losreißung von dem allmächtigen Institut der Kirche, in seinem Rückgang auf die ersten klassischen Denkmäler christlicher Litteratur, die natürlich erklärt und durchgearbeitet werden mußten, und in dem damit gegebenen persönlichen Zusammenhang mit dem Erlöser gab er den Antrieb zu einem neuen Geistesleben. In dem Kaulbachschen Wilde sehen wir von Luthers offener Bibel alles ausgehen, was wir in Deutschland seit dem sechzehnten Jahrhundert an großen Denkern, Dichtern, Staatsmännern besessen haben; wie weit manchmal entfernt von Luthers Eigentümlichkeit, aber nur durch ihn möglich! Wir hören gern von katholischen Schriftstellern unsrer Zeit, daß sie auch ihrerseits der eben gezeichneten Bewegung ihre Anerkennung zu teil werden lassen. Sie weisen auf innere Besserungen in ihrer eignen Kirche und auf das Geistesleben der Völker hin, die am meisten an dem reformatorischen Umschwunge beteiligt sind, der germanisch-angelsächsischen Völker. Und will man gerecht sein, so ist eben diese Vorwärtsbewegung der Gesellschaft und ihrer Kultur auch weit über die Grenzen der germanisch-angelsächsischen Völker hinaus vorgeedrungen. Der Begriff der geistigen Freiheit und des unabhängigen weltlichen Staates ist auch in katholischen Bevölkerungen den herrschenden Klassen lieb geworden. Napoleon III. verteidigte den selbständigen Kirchenstaat nur aus äußern Rücksichten, denn er hatte mit erfahrem Blick gesehen, wie er mehr und mehr von den Völkern gehaßt wurde. Er schrieb 1862: „Der heilige Stuhl hat alles gegen sich, was in Europa liberal heißt; er gilt in der Politik als Vertreter des alten Regime und in den Augen Italiens als der Feind seiner Unabhängigkeit, als der ergebenste Anhänger der Reaktion,“ und schon der Minister Guizot sagte: „Der römische Hof ist zu lange der Bundesgenosse der absoluten Gewalt gewesen, als daß seine Sache nicht den Freunden politischer und religiöser Freiheit verdächtig sein sollte.“ So ist denn auch der Kirchenstaat durch den Haß der Römer selbst zu Grunde gegangen. Man kann sagen, daß in Spanien und Portugal der alte Zustand noch am meisten fortdaure, trotz der echt romanischen politischen Experimente und Pronunciamentos; aber in Italien und Frankreich ist die Hierarchie nicht imstande, mehr als die untersten Klassen in den kirchlichen Formen festzuhalten. Beide Nationen haben gefühlt, daß sie sich vor allem des Unterrichts bemächtigen mußten, um der Hierarchie entgegenzutreten. Leider haben sie im Eifer mit dem krankhaften Druck des Papsttums auch die gesunden religiösen Elemente aus der Erziehung entfernt, ohne die auch das Staatsleben nicht gedeihen kann. Aber auch dieser Mißgriff stammt aus dem alten System. Denn es ist eine echt katholische Ansicht, daß der Staat kein „Gewissen“ haben dürfe. Mejer zitiert

die Worte eines modernen ultramontanen Schriftstellers, es sei eine unchristliche Überzeugung des Staates, daß auch er ein Gott verantwortliches Gewissen und daher Pflicht und Recht habe, in kirchlichen Dingen diesem Gewissen gemäß zu handeln, z. B. die gehasste Freiheit der Religionsübung, der Forschung oder der Presse zu schützen. Es ist echt liberal, wenn der moderne Staat nicht bloß den Schulzwang übt, den einst eine Stimme aus Landshut „ein Stück moderner Tyrannei“ nannte, sondern auch den Religionsunterricht jedem Kinde verbürgt, selbst wenn es ihm schwer gemacht wird, die richtigen Lehrer aus den Bekenntnissen zu gewinnen.

Es ist zuweilen gesagt worden, Religionskriege seien nicht mehr möglich; die Religion oder vielmehr die Konfession sei den gegenwärtigen Geschlechtern nicht mehr wichtig genug, um dafür so zahllose Opfer zu bringen. Es mag wahr sein, daß ausschließlich kirchliche Kriege nicht mehr in Aussicht stehen, aber noch 1870 spielte im französischen Kriege das katholisch-päpstliche Interesse eine nicht unbedeutende Rolle von der Höhe der Kaiserin Eugenie bis zu der Tiefe elsässischer katholischer Bauern, wie die Aktenstücke gezeigt haben. So wird es ähnlich wohl auch noch öfter vorkommen, denn das religiöse Ideal eines Volkes mischt sich in alle Teile seines Lebens. Sofern aber nicht Volkskriege im größten Sinne gemeint sind, in denen Rache und Beutegier die Hauptsache sind, sondern Kriege, die auf bewußtern, höhern Gründen beruhen, wird die Kulturfrage selbst eine immer wichtigere Rolle spielen. Schon jetzt sind die Nationen, die den freien Gedanken und Einrichtungen zugethan sind, England, die Vereinigten Staaten, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Holland, bei weitem im Vorteil, ihr Handel, ihre ausländische wirtschaftliche Kultur, ihre Bevölkerungszunahme sichert ihnen eine Entwicklung, die fast erdrückend wirken wird ohne irgend eine Gewalt. Hübbe-Schleiden berechnet nach guten Grundlagen die künftige Bevölkerung von 1980, soweit der angelsächsische Stamm in Betracht kommt, auf 927 Millionen, den germanisch-holländisch-skandinavischen auf 190 Millionen; was können dagegen Spanien und Portugal mit ihren 41 Millionen bedeuten, die dann auf diese Länder kommen? oder Frankreich mit 47 Millionen, einer Zahl, die wahrscheinlich noch viel zu hoch angesetzt ist? Alle diese Zahlen sind ja etwas phantastisch. Aber sie sind lehrreich und tröstlich. Die sogenannte Realpolitik ist ja naturgemäß. Man hält zusammen, weil große Lebensinteressen der Völker, insbesondre die friedliche Entwicklung gesichert werden soll, in der allein mehr als das nackte Dasein erarbeitet werden kann. Aber in eben dieser fortschreitenden Entwicklung des materiellen Lebens gewinnen eine immer größere Zahl von Männern Liebe zur Freiheit und persönlichen Selbständigkeit. Es gehen ihnen die Werte des geistigen Lebens auf, ohne die das materielle Leben verödet. Wie lange es auch dauern mag, bis sich diese Überzeugung Bahn bricht, wie oft sie auch durch örtliche und zeitliche gewalttame Versuche sozialer Selbsthilfe gestört

wird, sie liegt in dem Gange menschlicher Dinge. Man kann bei den verschiedenen Graden von nationaler und gesellschaftlicher Bildung und Unbildung füglich an eine große Erziehungsanstalt mit vielen Klassen erinnert werden. Wie groß ist die Verschiedenheit der Schüler je nach den vielen Klassen, in denen die Gruppen sitzen! Aber eins ist allen gemeinsam, die Bewegung nach oben. Man muß wohl Geduld haben, denn die Völker kommen nicht so schnell vorwärts wie die Einzelnen. Aber die Zuversicht, daß sie vorwärts kommen, darf man nicht den Naturforschern überlassen, die sie unermüdet predigen, auch die ganze menschliche Kultur darf sich demselben Glauben hingeben, bei aller Bescheidenheit gegenüber dem Wissen von der Zukunft.



Volkschule und Volksleben



uf dem achten deutschen Lehrertage, der vorige Pfingsten stattfand, wurden neben den Hauptversammlungen noch eine Menge Versammlungen für besondere Zwecke abgehalten. In einer derselben klärte der Ethnologe Dr. Ulrich Zahn eine Anzahl von Lehrern, die das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes besucht hatten, über den Zweck dieser Sammlung und die Gegenstände der ethnologischen Wissenschaft auf. Er erörterte die Begriffe Volksglauben, Aberglauben, Mythos, Legende, historische Sage, Namenssage, Lokalsage, Volksbrauch, Volkssitte, Volksgewohnheit, sprach auch von Volksliedern und Märchen, und wie wichtig alle diese Dinge für die prähistorische und die Altertumswissenschaft, für Völkerkunde, Völkerpsychologie, Anthropologie und Kulturgeschichte seien. „Rings umgeben von diesem wichtigen Material — sagte er — ist nun der Volksschullehrer. Man hört so oft klagen, daß den Herren auf dem Lande die Anregung fehle, sich fortzubilden; mögen sie doch hereingreifen [hineingreifen!] in den Überfluß um sich her und den obengenannten Wissenschaften ihre Dienste widmen, zunächst als Sammler und dann als Forscher. Sie werden dadurch die geistige Leere im Innern füllen, den Wirkungskreis lieb gewinnen und lernen, für ihn Verständnis zu gewinnen, und darüber noch der Wissenschaft einen hervorragenden Dienst erweisen.“

Bisher, klagte er, hätten die Gebildeten im allgemeinen und die Lehrer im besondern wenig Sinn für diese Gegenstände bekundet; sie aufzusuchen fehle ihnen die Lust, und wenn sie ja etwas davon wahrnähmen, so gehe ihnen die

Grenzboten I 1891